

Nebentisch. „Es tut mir leid, daß ich weder Brot noch ‚Kolbasa‘ (Wurst) habe. Wir nennen ‚Kolbasa‘ Studententrost.“

Die Adamowa nickte, lachte aber nicht. „Sie finden wohl, daß es schwer ist, so zu leben? Gewiß — wir sind zusammengepfercht! Aber daran sind wir vom Dorfe her gewöhnt. Wir waren elf zu Hause und lebten in einer Kate von zwei Zimmern. Die alten Leute schliefen auf dem Ofen und wir Kinder auf dem Fußboden. Das Wohnen hier kostet uns einen Rubel im Monat — die meisten Arbeiten machen wir doch in der Bücherei . . . Das Schlimmste ist unsere Gesundheit — wir sind alle arm. Wir versuchen für alle Studenten eine regelmäßige ärztliche Untersuchung durchzuführen. Tuberkulose . . . und im Winter haben wir alle Mandelentzündung. Aber Sie sehen doch, wie sie sich zur Universität drängen. Bildung gibt es bei uns umsonst, für jeden!“

„Aber, wenn nun Ihre gesellschaftliche Herkunft nicht den Anforderungen entspricht?“

„Natürlich, für solche . . . für die Ausbildung unserer Gegner haben wir keinen Platz. In Amerika schließen Sie bestimmte Klassen von der Universität aus, dasselbe tun wir auch. Bei uns ist die Erziehung fürs Volk, nicht für die satte Oberschicht. Ich kenne die amerikanische Erziehung. Ich habe darüber gelesen. Wir in Rußland haben die Erziehung für die Massen. Sehen Sie mich an, wäre ich jemals vor der Revolution an die Moskauer Universität gekommen? Ich bin in einem karelischen Dorf aufgewachsen, weit nördlich von Leningrad, hundert Meilen von der Eisenbahn. Wir waren elf Kinder. Mein Vater hatte sechs Morgen Land; das war alles. Ich weiß, was es heißt: hungern und entbehren zu müssen. Als die Revolution ausbrach, war ich zu jung, um zu verstehen, was das bedeutet. Mit dreizehn lief ich von Hause weg — im ganzen Dorf war nichts zu essen. In Moskau gab es nicht viel mehr. Ich trat dem Bunde Junger Kommunisten bei. Ich agitierte unter den Soldaten an der Front. Dann, mit sechzehn Jahren, heiratete ich einen Soldaten. Er starb, ich heiratete einen anderen. Es blieb uns Mädchen nichts anderes übrig; heiraten bedeutete damals: zu essen haben. In Moskau bedeutete es: ein Zimmer haben. Später verließ er mich. Dann setzte ich meine Agitation in einer Leningrader Fabrik fort und ging abends zur Schule. Und nun bin ich doch hier an der Moskauer Hochschule. Wie ist es mit den Studentinnen bei Ihnen, interessieren sie sich für Arbeits- und Wirtschaftsfragen? Interessieren sie sich für Politik und den Aufstieg ihres Landes? Hier sind wir so eifrig. Ich arbeite bei den ‚Komsomoltsy‘, ich bin Vertreterin der Hochschule im Moskauer Sowjet. Drei Abende in der Woche unterrichte ich eine Arbeitergruppe im Lesen und Schreiben . . .“

„Aber wie ist es mit dem Studium?“

„Ich studiere natürlich, aber unsere Hochschulen sind nicht nur dazu da, unsere soziale Arbeit ist ein Teil unserer Ausbildung.“

„Und die Prüfungen?“

„Die sind meist mündlich. Der Professor stellt eine oder zwei Fragen über seine Vorlesung, und das ist alles . . .“

Woronow kam herein. Es war nach elf Uhr. „Komm herunter zu uns. Ein Genosse lernt dein schreckliches Englisch und möchte wissen, wie man das ‚th‘ ausspricht!“

\* \* \*

Drei Monate später hing quer über der Halle der Universität eine rote Fahne mit der Aufschrift: „Jeder Student wird angewiesen, dem Studentenkomitee jeden Mitstudenten namhaft zu machen, dem aus wichtigen Gründen das Wahl-